

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 20 (2013)
Heft: 227

Artikel: Du kannst. Nicht. Weg.
Autor: Riedener, Corinne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>





Du kannst.
Nicht. Weg.

Über Kindesmissbrauch zu sprechen, braucht Mut. Doch auch mit dem, was darauf folgt, haben viele Opfer zu kämpfen – langwieriger Prozess, aufgerissene Seelen, familiäre Zerwürfnisse oder sogar ein Selbstmord. Zwei Frauen sprechen über damals und heute. *von Corinne Riedener*

«Dieser Mann ist mir heute gleichgültig. Das meine ich ernst», sagt Bea*. «Eine andere Wahl habe ich gar nicht, denn der Hass würde mich auffressen.» Unser Schweigen überbrückt sie mit einem schüchternen Lächeln. Irgendwie ist mir klamm ums Herz nach dem, was sie in der letzten Stunde in einem Zimmer der Opferhilfe SG-AR-AI berichtet hat. Doch die vierzigjährige Bea wirkt geerdet. Irgendwie stark. Nüchtern und ohne Stocken fährt sie fort: «Ich wohne nur einige hundert Meter weit weg von dem Mann, der mich in der vierten Klasse missbrauchte.»

Dieser Mann ist Beas Onkel, der Immer-noch-Mann ihrer Tante. Er war 38 und hat die damals Achtjährige über zwei Jahre wiederholt vergewaltigt. Ebenso ihre jüngere Schwester. Davon erfuhr Bea aber erst Jahre später, als sie endlich darüber zu reden begann. Von Schicksalen wie ihrem hören oder lesen wir immer wieder. Einige werden verfilmt. Doch die reale Begegnung mit Menschen, die das durchmachen mussten, wirkt tagelang nach. Die Gespräche wühlen auf, brennen sich ein. Mich hat die Auseinandersetzung mit diesem Thema bis in die Nacht verfolgt. Ich bezweifelte, dass sich ein Mensch jemals von so etwas erholen kann.

Angesehen und bewundert, aber manipulativ

Der Täter – wobei man korrekterweise «der Angeschuldigte» schreiben müsste, da es nie zu einer Verurteilung gekommen ist – streitet bis heute alles ab. Er drohte Bea sogar mit einer Anzeige, wenn sie die Vorwürfe nicht zurückziehe.

Heute ist er etwa siebzig und lebt sein Leben, als wäre nie irgendwas gewesen. Er grüsst Bea sogar, wenn sie sich per Zufall irgendwo treffen. Er sei ein angesehener, erfolgreicher Mann, zu dem die gesamte Familie stets aufgeschaut habe, sagt Bea. Er war der bewunderte Götti ihrer Schwester, mit dickem Auto, hübscher Frau und repräsentativem Haus. Ein manipulativer Mensch, von dem man nie denken würde, dass er junge Mädchen vergewaltigt. Mit System. Über Jahre hinweg. Das ist auch der Grund, wieso sich bis heute eine grosse Kluft durch Beas Familie zieht. Einige wollen ihr bis heute nicht zuhören.

Als Bea ihrer Familie gegenüber 2007 endlich auspackte, befand sich ihre Verwandtschaft in einem Erbstreit. Auch ihr Peiniger sollte etwas von diesem Geld abbekommen. Beas Vorwürfe kämen ja gerade recht, fanden einige Tanten und Onkel sarkastisch. Sie selber bedauerte den Zeitpunkt, denn am Geld war sie nicht interessiert – sondern am Wohl ihrer Tochter, die damals in die Pubertät kam. «Das war der Auslöser für meine Entscheidung», sagt Bea. «Aber ich wusste ja nicht, wie ich in so einer Situation vorgehen musste. Darum wandte ich mich an die Opferhilfe. Das brachte den Stein ins Rollen.»

Bis zu diesem Zeitpunkt wusste nur ein einziger Mensch vom Missbrauch durch ihren Onkel: Beas Ehemann Sebi*. Ihm schilderte sie ihre Erlebnisse, als sie vor mehr als fünfzehn Jahren zusammengekommen waren. Die beiden, damals sechzehn und schwer verliebt, machten ihre ersten sexuellen Erfahrungen gemeinsam und sind bis heute ein Paar. «Ausführlich über den Missbrauch gesprochen

haben wir damals aber nicht», sagt Sebi. «Wir waren ziemlich überfordert mit der Situation.» «Und ich wollte das auch nicht lang und breit diskutieren», wirft Bea ein. «Ich war einfach nur froh, dass ich es bei dir deponieren konnte.» Sie schaut Sebi an, berührt ihn kurz am Oberschenkel. Auch heute, Jahre später, kann man spüren, wie eng dieses Geheimnis die beiden zusammenschweisst hat.

Genaugenommen war Sebi nicht der Einzige. «In der vierten Klasse habe ich einer Schulfreundin davon erzählt. Als mich ihre Mutter am nächsten Tag abhing nach dem Unterricht, habe ich aber alles abgestritten. Ich habe gesagt, dass ich das nur erfunden habe, dass alles eine Lüge sei. Was sollte ich auch machen? Diese nette Frau wollte mir helfen, mit meinen Eltern sprechen, ihnen alles erzählen. Wenn das rausgekommen wäre! Ich hätte unsere Familie zerstört. Jedenfalls dachte ich damals so...»

Warten auf die Dunkelheit

Solche Ängste seien nicht ungewöhnlich, sagt Silvia Vetsch. Sie ist Sozialarbeiterin FH und Beas Beraterin bei der Opferhilfe. Oft sei genau das der Grund, wieso Kinder nichts sagen. «Und in meiner Familie wurde sowieso immer viel Wert auf die intakte Fassade gelegt», räumt Bea ein. «Ich hätte es mir niemals verziehen, wenn ich meine Familie zerstört hätte.» Ihr Onkel machte weiter. «Er nutzte jede Gelegenheit. Wenn wir zum Beispiel bei unserer Grossmutter übernachteten, musste ich oft die ganze Nacht mit ihm verbringen, richtig mit ihm schlafen. Sobald alle in ihren Zimmern waren, stieg er in mein Bett. Das kam oft vor. Meiner jüngeren Schwester erging es gleich, nur habe ich das damals natürlich nicht gewusst. Dann gab es auch immer wieder «kleinere» Übergriffe. Etwa wenn die Erwachsenen in der Küche waren, oder auf dem WC – irgendwo halt. Dann musste ich ihn berühren und küssen. Oder er fasste mich an und streichelte mich dort, wo ich es nicht wollte.»

Als sie zehn war, liess er plötzlich von ihr ab. Bea vermutet, dass sie ihm zu alt geworden war, dass sich ihr Onkel andere, jüngere Mädchen aus der Umgebung gesucht hatte. Sie ist sich ziemlich sicher, dass er noch andere missbraucht und vergewaltigt hat. «Anders kann ich mir nicht erklären, dass es immer wieder Familien gab, die den Kontakt zu ihm so abrupt abbrachen.» Beweisen kann sie das nicht. Sie hätte es vielleicht gekonnt, wenn sie ihn früher angezeigt hätte und sich daraufhin vielleicht noch weitere Opfer gemeldet hätten. Doch für eine solche Tortur fand sie damals keine Kraft, zu tief sassen die Scham und der Schock. Als sie endlich bereit war, mit ihrer Vergangenheit aufzuräumen, waren seine Taten längst verjährt, denn die Unverjährbarkeit von Sexualdelikten an Kindern unter zwölf Jahren gilt in der Schweiz erst seit dem 1. Januar 2013. Sie gilt rückwirkend nur für Straftaten, die am 30. November 2008 noch nicht verjährt waren.

Sie habe vieles verdrängt, sagt Bea. Die ersten Sitzungen bei der Opferhilfe vor vier Jahren hätten einiges an die Oberfläche gespült. Sie habe realisiert, dass sie ihre Erlebnisse aufarbeiten muss, und sich daraufhin für ein Offenlegungsgespräch entschieden. Bea suchte die Konfrontation mit dem Täter – gemeinsam mit ihrer jüngeren Schwester und Silvia Vetsch von der Opferhilfe. Sie war es auch, die den Brief mit der Einladung an ihren Onkel ver-

fasst hatte. Die ersten zwei Einladungen blieben unbeachtet. Stattdessen erhielt Bea böse Anrufe und Drohungen. Zum dritten Termin tauchte der Onkel schliesslich auf.

Opfer und Täter brauchen Unterstützung

«Hääl und aalglatt war er. Zu allen freundlich, nur mir wollte er die Hand nicht geben. Mir war das egal. Ich habe ihm alles an den Kopf geworfen, was mich belastet hat. Habe Dampf abgelassen, 45 Minuten lang das Kind in mir sprechen lassen. Aber er blieb hochmütig und hat alles abgestritten. Danach war meine Schwester an der Reihe. Bei ihr sei er etwas sanfter geworden, hat sie mir im Nachhinein erzählt. Ich vermute, dass es mit ihren Tränen zu tun hatte. Zugegeben hat er auch bei ihr nichts. Es war eine intensive Erfahrung, die mir rückblickend viel gebracht hat. Obwohl wir im Vorfeld abgesprochen hatten, dass ein Tätertherapeut dabei sein wird, hat es mich irritiert, dass mein Onkel beim Gespräch jemanden dabei hatte. Ich verstand nicht, wieso er einen Betreuer braucht. Schliesslich war ich doch das Opfer, obwohl ich mich nie als das gesehen habe.»

Die männliche Fachperson in Beas Fall war Karl Weilbach. Der Kriminologe und forensische Prognostiker aus St.Gallen beschäftigt sich seit Jahren mit Formen schwerster Gewalt und dem sogenannten Bedrohungsmanagement. Seine Dissertation schrieb er über den Zuger Amokläufer Friedrich Leibacher, der im September 2001 während einer Kantonsrats Sitzung vierzehn Menschen das Leben nahm und sich anschliessend selber erschoss. In Bezug auf Offenlegungsgespräche sagt der Fachmann: «Wenn Opfer und Täter einander nach vielen Jahren wieder begegnen, braucht es eine hohe Aufmerksamkeit aller Beteiligten. Gerade auch Täter müssen da begleitet, aber auch «gebremst» werden. Denn oft sind sie Meister der Manipulation. Manche versuchen bei der Konfrontationssitzung, ihr Opfer einzulullen und seine Schwächen auszunutzen. In solchen Fällen ist es von Vorteil, wenn neben der Opferberaterin auch jemand mit Tätererfahrung dabei ist und intervenieren kann, damit die Wahrheit auf den Tisch kommt. Manche Täter berufen sich oft auf Erinnerungslücken und drücken sich vor der Verantwortung. Die Opfer ihrerseits sorgen sich, ob ihr Missbraucher nicht auch heute noch eine Gefahr für andere ist.»

Wenn Weilbach von Tätern spricht, sagt er nicht Perverse oder Kinderschänder. In der Fachsprache heissen sie pädosexuelle Täter. «Im Bereich der pädosexuellen Delikte gibt es zwei Arten», erklärt er. «Kernpädophile und Ersatzpädophile. Während erstere ausschliesslich Lust für Kinder empfinden, sind letztere sexuell nicht auf Kinder fixiert, sondern leben auch andere Formen sexueller Beziehungen.» Nach einer Offenlegung stehe dann die Frage im Raum, welche Konsequenzen der Täter nun aus der Konfrontation zieht und wie es weitergehen soll. Weilbach bietet dem Täter nach der Konfrontation weitere Gespräche an.

Wie oft kann man jemanden missbrauchen?

Bei Sophie* lag der Fall etwas anders. Auch der Täter in ihrem Leben hatte Beistand – allerdings in Form eines Rechtsanwalts. «Dieser Anwalt war ein echtes Arschloch, wenn

ich ehrlich bin», sagt Sophie in unserem Gespräch bei der Opferhilfe. «Während des Prozesses löcherte er mich mit Fragen, wollte dauernd wissen, wie viele Übergriffe es insgesamt gegeben hat. Was glaubt er denn, wie oft man jemanden sexuell missbrauchen kann während sieben Jahren? Dieser Mann, der Täter, war ein enger Freund meines Vaters, war ständig bei uns zu Hause. Eine genaue Zahl kann ich beim besten Willen nicht nennen.»

Was glaubt er denn, wie oft
man jemanden sexuell
missbrauchen kann während
sieben Jahren?

Sophie war sieben Jahre alt, als der Busenfreund und Angestellte in der Werkstatt ihres Vaters sie zum ersten Mal begripschte. Erst als sie dreizehn war und in die Oberstufe ging, hörte er damit auf. Nicht weil sie langsam erwachsen geworden wäre, sondern weil sie sich ihm entzog, weil sie ihren Weg ging – und ihm aus dem Weg. Denn sie wusste, dass er etwas Unrechtes tat. «Er hing dauernd bei uns rum, kam zum Mittagessen oder nach Feierabend vorbei. Natürlich spürte er, dass bei uns zu Hause vieles schief gelaufen ist. Mein Vater war alkoholabhängig und schlug meine Mutter regelmässig. Die Verantwortung für meinen elf Monate älteren Bruder blieb meist an mir hängen, darum war ich anfangs froh, dass der Täter gewisse väterliche Pflichten übernahm. Er half mir bei den Hausaufgaben oder montierte meine Möbel. Vergewaltigt hat er mich nie, aber er fasste mich bei jeder Gelegenheit an. Mit der Zeit wurde das zum Ritual: Er kam zum Essen und danach drehte er mit mir eine Runde auf dem Töff und befummelte mich. Früher liebte ich Motorräder, heute hasse ich sie.»

Ähnlich wie Bea hat auch Sophie lange nicht darüber gesprochen. Schliesslich vertraute auch sie sich mit sechzehn einer Freundin an. Ein paar Jahre später, 2004, hatte Sophie eine schwere Zeit. Damals schrieb sie jener Freundin dieses Mail: «Mein Vater hatte einen guten Freund, der jeden Samstag bei uns war... Er war ja ganz nett eine Zeit lang, doch dann begann er, mich überall anzufassen. Am ganzen Körper. An den Brüsten, zwischen den Beinen... überall... und ich habe nichts getan. Ich fühlte mich nicht wohl und traute mich auch nicht, das jemandem zu erzählen, weil ich mich immer schuldig fühlte.»

Die beiden Freundinnen behielten die Sache für sich. Das Mail sollte erst beim Prozess wieder eine Rolle spielen. Nur kurz nach dieser Nacht war Sophie verunsichert, wusste nicht, ob sie sich das alles nur eingebildet hatte. Dieses Phänomen komme oft vor, sagt Monika Kohler. Sie

ist ebenfalls Sozialarbeiterin FH und bei der Opferhilfe angestellt. Sophie wollte Gewissheit und suchte den Freund ihres Vaters kurzerhand auf. Die ganze Wohnung sei tapeziert gewesen mit nackten Frauen. Damals verging er sich ein letztes Mal an Sophie. «Er zog mich aus, berührte mich wieder, massierte und küsste meine Brüste. Dann sagte er, dass er niemals gedacht hätte, dass es zwischen uns wieder einmal soweit kommt. Da wusste ich, dass ich mir das nicht eingebildet hatte. Ich war zwar mittlerweile Zwanzig, doch ich fühlte mich noch genauso machtlos wie damals. Ich sagte nichts, wehrte mich nicht. Es war genau wie früher.»

Sophie hatte in dieser Zeit hart mit sich zu kämpfen. Sie habe sich oft wertlos gefühlt und das Gefühl gehabt, dass es egal sei, was mit ihr passiert. Sie wollte Nähe – und gab dafür ihren Körper. «Damals hatte ich viele Affären. Ich war der Meinung, dass ich nur so eine Art Geborgenheit erleben konnte. Aber das war okay. Ich wusste, dass ich meinem Leben früher oder später ein Ende setzen wollte.» Es kam zum Selbstmordversuch. Eines Abends kaufte sich Sophie eine Flasche Schnaps und leerte ihren Medizinschrank, schluckte alles, was sie finden konnte. Danach legte sie sich ins Bett. «Als ich am Morgen aus meinem tiefen Schlaf erwachte, verstand ich zuerst nicht, wieso ich noch lebe. Doch dann dachte ich, dass es wohl einfach noch nicht an der Zeit war für mich. Ich holte mir psychologische Hilfe. Erst dann ging es wieder bergauf mit mir.»

«Meine Tochter war Freiwild»

2007 machte die gelernte Bäckerin ein Praktikum in einem Kinderheim und lernte dort Mädchen kennen, die ebenfalls missbraucht wurden. «Da wurde mir klar, dass ich ihn anzeigen musste. Ich wollte dabei helfen, andere Kinder zu schützen. Am 25. August ging ich auf den Polizeiposten. Hätte ich gewusst, was danach passiert, hätte ich mich wohl besser vorbereitet. Alle Erinnerungen kamen hoch. Jedenfalls sass ich dann da und musste stundenlang dieselben Fragen beantworten. Immer und immer wieder. Erst da fiel mir auf, wie viel ich eigentlich verdrängt hatte. Kurz darauf fiel ich wieder in ein Loch.»

Sophie wusste, dass im Zuge des Prozesses auch ihre Eltern befragt würden. Sie versuchte also mit der Hilfe einer Tante, ihren Eltern vom Missbrauch zu berichten und sie auf den Prozess vorzubereiten. Getrennt voneinander, denn die Eltern waren mittlerweile geschieden. «Mir war bewusst, dass das nicht einfach wird. Ich hatte immer ein kühles Verhältnis zu ihnen. Die beiden glaubten mir zwar, ihre Reaktion war aber eine herbe Enttäuschung. Mein Vater war bedrückt, sagte aber nur: «Ist okay, und was machst du später noch so?» Meine Mutter fing an zu weinen, warf mir vor, dass ich nicht früher etwas gesagt habe. Ich fühlte mich verurteilt von ihr. Ich hatte es nicht anders erwartet – mein Bruder und ich waren Schlüsselkinder. Später wurde ich noch einmal von meiner Mutter enttäuscht. Sie war voller Selbstmitleid, ging an die Medien und verkaufte allen meine Geschichte.» Das «Tagblatt» publizierte damals einen Artikel mit dem Titel «Das Leiden einer Mutter», der «Blick am Abend» mochte es noch plakativer und titelte «Meine Tochter war Freiwild für ihn». Das Bild neben dem Artikel zeigt eine Badewanne mit einer Kinderpuppe darin.

Mittlerweile versteht sich Sophie wieder besser mit ihrer Mutter. Der Kontakt zwischen den beiden Frauen ist langsam wieder am Entstehen.

Am 24. August 2009 wurde Sophies Peiniger schliesslich vom Kantonsgericht wegen mehrfacher sexueller Handlungen mit Kindern für schuldig befunden und zu neun Monaten unbedingter Freiheitsstrafe und 5000 Franken Genugtuung verurteilt. Bereits im Vorfeld hatten die Beamten bei ihm pornografisches Material sichergestellt. Allerdings wurden aufgrund der Verjährbarkeit nur die Delikte von August 1994 bis 1997 berücksichtigt. Schuldig bekannt hat er sich während des ganzen Prozesses nicht. «Dafür hat er sich immer wieder verraten», sagt Sophie. Das Gericht sah das ähnlich. In der Akte steht: «Die diversen Erklärungen des Angeklagten, wieso es nicht zu Übergriffen gekommen sei, erscheinen gesucht und unnatürlich für jemanden, der sich tatsächlich nichts zu schulden kommen liess.» Solche Erklärungen und Ausflüchte seien gar nicht nötig, wenn nichts passiert sei, befand das Gericht. Zudem hätten sich die Aussagen der polizeilichen Befragung und jene der Verhandlung teilweise widersprochen. Im Gegensatz zum Täter habe die Geschädigte authentisch und glaubhaft geschildert, was vorgefallen sei. «Weil ich wusste, dass ich im Recht bin», ergänzt Sophie.

Ein Selbstmord und seine Folgen

Ausgestanden war die Sache aber noch nicht, denn der Verurteilte und sein Anwalt gingen in Berufung. Der Fall wurde neu aufgerollt. Gut ein Jahr später, im September 2010, wurde das Urteil aus erster Instanz vom Obergericht bestätigt und die mittlerweile 27-jährige Sophie hatte endlich ihre Ruhe. Allerdings nur für kurze Zeit: «Ich war gerade bei meinem Freund, der im Aargauischen wohnte, und wollte mit dem Zug nach Bern. Unterwegs schaltete ich mein Mobiltelefon an und stolperte über eine Nachricht von meiner Tante. Sie schrieb, dass der Teufel endlich seine Strafe bekommen habe. Er hatte sich erschossen.»

Das war im September 2011. Für Sophie sollte erneut eine schwere Zeit anbrechen. Sie machte sich Vorwürfe, fühlte sich schuldig an seinem Tod. «Die Rückfahrt im Zug war der reinste Horror-Trip. Ich war mutterseelenallein, weinte, versuchte, jemanden zu erreichen, doch niemand antwortete. Zum Glück rief dann mein Therapeut zurück und ich konnte direkt nach meiner Ankunft zu ihm. Ich stand unter Schock und kann mich nur noch an folgende Worte meines Therapeuten erinnern: «Du hast eine Anzeige gemacht, er hat den Tod gewählt. Du kannst nichts dafür.» Das wurde zu meinem Mantra. Ich ging dann noch eine ganze Zeit lang einmal pro Woche zur Therapie, sortierte mein Leben neu. Jetzt kann ich damit umgehen.» Heute wirkt Sophie aufgeräumt und fröhlich. Sie erzählt zwar relativ leise, aber gefasst und differenziert. Während der letzten drei Jahre studierte sie Soziale Arbeit in einer Schweizer Grossstadt. Seit einigen Monaten arbeitet sie in einer geschlossenen Einrichtung für junge Menschen, die auffällig sind. Sie unterstützt sie bei Problemen und hilft ihnen, den Weg zurück ins Leben zu finden. «Ähnlich wie mir mein Therapeut und die Opferhilfe damals geholfen haben.» Sophie lacht, wirft ihrer ehemaligen Beraterin einen wissenden Blick zu. Mittlerweile ist Sophie selber Sozialarbeiterin. Daran geglaubt hatte Sophie

jedoch nicht immer. «Ich war mir lange nicht sicher, ob ich diese Zweitausbildung wirklich machen sollte, ob ich das durchziehen kann.» Seit 2012 hat sie ihr Diplom.

Wie sinnvoll ist eine Anzeige?

Fragen drängen sich mir trotzdem auf: Ob etwa der Rattenschwanz, den eine Anzeige nach sich zieht, nicht zum Endlos-Flashback wird. Und was Frauen machen, die nicht so stark sind wie Sophie oder Bea. Oder was passiert, wenn die Beweislage zu dürftig ist, wenn ein Täter trotz Prozess freikommt. Trotz Unverjährbarkeit; wie gross sind denn die Chancen, dass man 20 Jahre später noch etwas beweisen kann?

Eine Aufgabe der Opferhilfe ist die Unterstützung in der Frage, ob die Betroffenen Strafanzeige einreichen wollen. Wie Monika Kohler erklärt, gehört dazu auch die Abklärung, was die Frauen sich von einem Verfahren erhoffen und ob diese Erwartungen überhaupt erfüllt werden können. «Bei einem Strafverfahren, gerade bei sexueller Gewalt und wenn die Tat lange zurückliegt, besteht immer das Risiko, dass die Beweise für eine Verurteilung nicht reichen und es zu einem Freispruch kommt. Das ist eine grosse psychische Belastung. Es gibt durchaus Situationen, in denen eine Strafanzeige nicht sinnvoll ist. Diese Entscheidung müssen die Frauen jedoch selber fällen.»

Bea hätte ihren Onkel wahrscheinlich auch nicht angezeigt, wenn die Taten nicht verjährt gewesen wären, sagt sie heute. «Eine Therapie habe ich nie gemacht. Aber ich wollte die Sache trotzdem anpacken. Früher fühlte ich mich tot, ohnmächtig und machtlos meinem Onkel gegenüber. Ich kann nicht sagen, wieso ich diesen Situationen nie aus dem Weg gegangen bin. Ich war wie eingefroren und dachte immer nur: Du kannst. Nicht. Weg.» Für sie sei der Weg über das Offenlegungsgespräch der richtige gewesen. Dadurch, dass sie über alles sprechen konnte, auch mit ihrer Schwester, hätten sich viele Knöpfe gelöst. «Als ich ihn mit seinen Taten konfrontierte, sprach zwar das Kind in mir, doch ich fühlte mich weder machtlos noch ohnmächtig. Im Gegenteil. Ich gab den Ton an, begegnete ihm auf Augenhöhe. Seit dem Nachgespräch mit meiner Beraterin und Karl Weilbach ist auch endlich der penetranteste aller Gedanken verschwunden: Ich lüge nicht. Man glaubt mir.»

Heute ist Bea Mutter von vier Kindern. Alle haben sich bestens entwickelt. Manchmal sei sie zwar noch etwas übervorsichtig, sagt sie. Doch sie habe es geschafft, ihre Älteste ziehen zu lassen, ihr ihren Freiraum zu gewähren. «Abgesehen davon, ist meine Tochter eh viel zu tough, um sich von irgendeinem anfassen zu lassen.» Sie lacht. Sebi nickt. «Das haben wir, glaube ich, ganz gut hingekriegt, wir zwei. Du bist eine tolle Frau.» Dann verabschieden sich die beiden. Brechen auf Richtung Leben.

In diesem Moment wird mir bewusst, dass ich unnötigerweise gezweifelt habe. Es gibt die Menschen, die auch an den schrecklichsten Erlebnissen noch wachsen. Während der ganzen Zeit, in der mich dieses Thema begleitet hat, fragte ich mich, wie jemand das überstehen kann. Erklären kann ich es nicht. Aber ich weiss jetzt, dass es möglich ist – und bin beeindruckt von Beas und Sophies Überlebenswille und ihrem Lebensmut.

*Namen geändert.

TÄTER



